
Aus unveröffentlichten Memoiren

HANS ADOLF HERTZLER

Hofkind.

Aufgewachsen auf dem Gundheimerhof, in alte Geschichten verwickelt.

So lautet der Titel einer einfach gebundenen Schrift von 108 Seiten im Format DIN A4, die ich 2017 als privaten Druck an Verwandte und einige Freunde verschickt habe. Auch die Mennonitische Forschungsstelle auf dem Weierhof erhielt ein Exemplar. Den Anstoß zu dieser Sammlung von Texten gab das Jubiläum „1225 Jahre Gundheimerhof“ im Jahr 2010. Die Ortsgemeinde Göllheim, deren ältester Ortsteil der Gundheimerhof ist, hatte dazu auch frühere Bewohner eingeladen. Historische Vorträge, eine Ausstellung, ein ökumenischer Gottesdienst, die Begegnung mit Menschen, die ich zum Teil jahrzehntelang nicht gesehen hatte, lösten einen Prozess des Erinnerns bei mir aus. Seither hatte ich ab und zu Stichworte aufgeschrieben, mir Notizen gemacht, sobald mir etwas einfiel zu Kindheit und Jugend. Nach und nach entstanden auch Skizzen für Geschichten und Beschreibungen. Ich arbeitete jahrelang nur sporadisch daran. Gegen Ende des Jahres 2016 aber entschied ich mich, meine Stichworte zu bearbeiten und zu ordnen, die Skizzen auszuformulieren, Fehlendes zu ergänzen. Ich wollte jetzt die Sache abschließen. Im Mai 2017 war es soweit: Mein Mosaik aus kurzen Texten war fertig, mehr oder weniger. Eine fortlaufende Familiengeschichte hatte ich nicht schreiben wollen. Meiner Art des Erinnerns und Bedenkens vergangener Zeiten entsprechen kürzere Texte zu einzelnen Bereichen. Hier und da bin ich über das Erzählen aus meiner Perspektive hinausgegangen, habe Informationen aus vorliegenden Schriften, Tagebüchern, Briefen entnommen und belegt. Darum gibt es in dieser Schrift auch Anmerkungen. Im Vordergrund steht aber das Schreiben aus meiner Wahrnehmung heraus, eigener Erinnerung entsprechend. Hilfreich sind für mich immer wieder Bilder aus früheren Zeiten, also Fotos, Zeichnungen, gemalte Skizzen. Siebenundzwanzig davon, einige farbig, habe ich im Anhang auf fünf Bilderbögen untergebracht. Für die Mennonitischen Geschichtsblätter habe ich die drei ersten und die beiden letzten der insgesamt 38 Texte des „Hofkinds“ ausgewählt.

1225 Jahre Gundheimerhof

Die Einladung zum Jubiläum *1225 Jahre Gundheimerhof* kam im Frühjahr 2010 bei uns in Krefeld an. Ich hatte den Brief erwartet, er war einige Monate zuvor mündlich angekündigt worden. Die Gemeinde Göllheim lud auch ehemalige Hofbewohner und ihre Partner ein. Für ein paar Tage wohnten wir im Landhotel Rosenthalerhof. Wir besichtigten dort die Ruine der Klosterkirche, gingen mit meiner jüngeren Schwester Inge zu Fuß nach Stauf. Vor langer Zeit hatte der Gundheimerhof zum Besitz des Klosters Rosenthal gehört. Er ist Teil der Gemeinde Göllheim im Donnersbergkreis in der Nordpfalz und wird in einer Urkunde des Klosters Lorsch¹ aus dem Jahr 785 erstmals erwähnt. Schon das Wissen um diese Verbindung stimmte uns auf die Jubiläumsfeier ein.² Wir sahen eine umfangreiche Präsentation zur Geschichte des Hofes, hörten einen Vortrag zu diesem Thema bei einem historischen Symposium in Göllheim. Erstaunlicherweise fanden in dieser Gemeinde von rund 4000 Einwohnern, Sitz der gleichnamigen Verbandsgemeinde, etwa zwei Jahrzehnte lang *Göllheimer Geschichtstage* statt. Daraus gingen bisher zwei Bände hervor mit Beiträgen zur Ortsgeschichte, aber auch beispielsweise zur Botanik und zur geologischen Struktur der Gemarkung Göllheim;³ ein dritter Band ist in Arbeit, hörten wir. Ich blätterte in diesen Büchern, bestellte sie für spätere Lektüre. Zwei Beiträge des ersten Bandes befassen sich speziell mit dem Gundheimerhof, dem ältesten Ortsteil, der laut Darstellung von Karl-Heinz Debus seit der französischen Zeit „definitiv“ zur Göllheimer Gemarkung zählt.⁴

Bei der Feier auf dem Hof trafen wir außer Geschwistern und anderen Verwandten und Menschen, die ich aus meinem heutigen Leben kenne, andere Leute, die ich vor Jahren als Kinder und Jugendliche sehr gut gekannt und häufig gesehen hatte, andere, denen ich hin und wieder begegnet war, und wieder andere, die sich an mich erinnerten, was mir selbst nicht in gleicher Weise gelang. Ich hatte in diesen Tagen

1 Heute UNESCO WELTERBE, gehört zum Kreis Bergstraße. Um 764 gegründet, seit 772 Reichskloster (Karl der Große).

2 Anne-Marie Djakovic: Dornröschen schläft nicht, sondern feiert: fünf Anwesen, 22 Bewohner, drei Konfessionen (...), in: Die Rheinpfalz / Donnersberger Rundschau, 27.5.2010 (Blickpunkt: Der Gundheimerhof feiert 1225. Geburtstag).

3 Karl Scherer: Göllheim. Beiträge zur Ortsgeschichte I, Kaiserslautern 2006; Dieter Chormann u. a.: Göllheim. Beiträge zur Ortsgeschichte II, Kaiserslautern 2009.

4 Karl Heinz Debus: Der Gundheimerhof, in: Göllheim. Beiträge zur Ortsgeschichte I, S. 129; Wolfgang Driedger: Pächter "aus den Niederland" und Brabant. Geschichte des Gundheimerhofes und seiner Bewohner, in: Donnersberg-Jahrbuch 37, 2014, S. 73-75.

das Gefühl, unversehens auf eine Zeitreise geraten zu sein, die mich 50, 60, an die 70 Jahre zurückführte: Meine jüngere Schwester Inge kam in Kirchheimbolanden zur Welt, ich selbst bin wie meine ältere Schwester Ruth in Worms geboren, auf dem Gundheimerhof aber sind wir alle drei aufgewachsen. Der Gundheimerhof war bis zum Studium der Mittelpunkt meines Lebens und danach, solange die Eltern lebten, ein sicherer Fixpunkt in unserer familiären Welt: Wir blieben im Gespräch, sehr regelmäßig am Telefon, kamen zu Besuch, so gut es ging. In den Jahren nach Mutters und Vaters Tod lebte seine jüngere Schwester Marie genannt Maja noch einige Jahre dort – allein. Wir hatten Zeit, uns langsam von dieser vertrauten Welt zu lösen. Meine beiden Schwestern und ich haben das Hertzler-Anwesen zusammen mit dem Land verkauft. Das fiel uns nicht leicht, aber es machte für niemand von uns Sinn, dorthin zurückzukehren.

Die Teilnahme am Jubiläum löste also Erinnerungen aus. Dass der Gundheimerhof ein geschichtsträchtiger Ort ist, gehörte zu unserm Kindheitswissen. Großvater und Vater versorgten uns mit Geschichten und Hinweisen. Beim Aushub für den Neubau unsres Hofes Ende des 19. Jahrhunderts seien Reste eines unterirdischen Ganges gefunden worden, hörten wir. Diese Mitteilung beflügelte meine kindliche Phantasie. Ich malte mir aus, dass zwischen dem Kloster Rosenthal und dessen früherem Besitztum eine unterirdische Verbindung bestanden habe: Unbeobachtet konnten Menschen vom Rosenthalerhof zum Gundheimerhof gelangen und umgekehrt. Wahrscheinlicher ist allerdings, das musste ich schon damals einräumen, dass es lediglich einen kurzen unterirdischen Gang aus dem einst geschlossenen Hofgeviert heraus gegeben hatte, Fluchtweg bei einem Überfall. Als Zeichen für eine Verbindung zum Kloster konnte man die alten Sakralfenster in der Scheune der Familie Eicher deuten. Vielleicht aber sind sie Hinweis auf eine ehemalige Kirche oder auf eine Kapelle. Der Gundheimerhof soll einst ein kleines Dorf gewesen sein, wie wir im Jahr 2010 hörten und in den Göllheimer Geschichtsbüchern nachlesen konnten.

Alte Erinnerungen tauchten bei mir wieder auf. Als etwa achtjähriger Junge hatte ich mir vorgenommen, einen unterirdischen Gang zu bauen, wenn auch nicht gerade bis zum Rosenthalerhof, so doch als mehrräumige unterirdische Wohnung zum Spielen. Ich wunderte mich sehr, dass mein Vater keine Einwände gegen diesen Plan erhob. Bald verstand ich ihn. Ich kam nämlich bei meiner Grabung nicht tiefer als 30 oder 35 cm. Die fruchtbare Ackerkrume hatte an dieser Stelle direkt oberhalb unsres Hofes diese Tiefe. Darunter stieß ich auf eine zähe

Mergelschicht, die mit Hacke und Pickel zu durchdringen, womöglich metertief, bei weitem meine Kräfte überschritten hätte. Es blieb also von meinem Projekt nur eine quadratische Wanne übrig, ungefähr ein Quadratmeter. Immerhin ließ sich darüber eines der von mir geliebten Spielhäuser aus Stangen, Latten, Brettern bauen, versehen mit Fenstern und Tür, überdacht und für Kinder betretbar. Im Herbst füllte sich die Kuhle mit Wasser; das Haus war kein gemütlicher Spielort mehr. Bei starkem Frost aber änderte sich das. Im Spielhaus war jetzt ein glatter Boden aus Eis – ein schöner Anblick. Es ließ sich dort eine Zeitlang auch in der Kälte aushalten. Wenn es zu kalt wurde, gab es ja die Möglichkeit, ins geheizte Wohnhaus zu gehen.

Das Wohngebäude des alten Hofes habe ich als baufälliges Haus, dann als Ruine in Erinnerung, die mehr und mehr verfiel, schließlich ganz abgerissen wurde. Auch der neue Hof hatte schon seine Geschichte. Im Jahr 1919 war ein Blitz in die Wirtschaftsgebäude eingeschlagen und hatte einen schweren Brandschaden verursacht, der allerdings das Wohnhaus nicht berührt hatte. Am meisten aber interessierte mich damals die Mitteilung, dass es bis zu diesem Brand auf dem Stall- oder Scheunendach ein Storchennest gegeben hatte; nach dem Feuer kamen die Störche nicht mehr zurück. Die Maßnahmen bei der Flurbereinigung der zwanziger Jahre hatten später zudem das am Bach gelegene Gelände unterhalb des Gundheimerhofs für Störche unattraktiv gemacht. Vorher hatte es in der Nähe des Bachs nasse, sumpfige Wiesen mit Tümpeln gegeben – schön für Fische und Frösche, praktisch für Störche. Nach dem Einbau besserer Drainagen änderte sich das; die kleinen Felder wurden für den Ackerbau nutzbar gemacht. Mir wären einige Störche lieber gewesen. Nach der zweiten Flurbereinigung Anfang der 50er Jahre war es auch mit dem Leben der Flusskrebse im jetzt vollends begradigten Bach vorbei. Ich kannte diese Tiere also nur aus Erzählungen meines Vaters. Im Löschweiher unterhalb des alten Hofes der Familie Baade, später von Familie Reinhard Driedger übernommen, lebten noch Feuersalamander. Ich bewunderte die gelben Flecken auf ihrer schwarzen Haut. Im Winter, wenn der Teich zugefroren war, konnte man dort Schlittschuh laufen, aber längst nicht so gut wie auf dem großen Weiher einer Lautersheimer Tongrube, den man zu Fuß in ungefähr zwanzig Minuten erreichte.

Familiengedächtnis

In den frühen Jahren des 18. Jahrhunderts kamen die Vorfahren unserer Familie Hertzler aus dem Schweizer Kanton Bern in die Pfalz – unfrei-

willig. Vielleicht wurden sie „ausgeschafft“, außer Landes geschafft oder sie sind geflohen: Täufer galten als Ketzer und waren unerwünscht.⁵ Die Schweizer Autorin *Katharina Zimmermann* hat in ihrem Roman *Die Furgge*⁶ das Los Berner Täufer dieser Zeit mit viel Sympathie für die Vertriebenen beschrieben. Aus dem Land geschafft zu werden unter Zurücklassung des Eigentums oder fliehen zu müssen war immer noch besser als jahrzehntelang im Gefängnisturm in Bern zu vegetieren bis zu einem elenden Tod oder – als Mann – auf italienische Galeeren verkauft zu werden, das Schicksal mancher Täufer. Hatten die „Ausgeschafften“ es der Hilfe niederländischer Doopsgesinde (Taufgesinnte) zu verdanken, dass sie lebend und als Familien dem unduldsamen Regime der Reformierten im Berner Gebiet entkommen konnten? Sie fanden eine Bleibe in der Kurpfalz, die nach Ende des Dreißigjährigen Krieges und des Pfälzischen Erbfolgekriegs dringenden Bedarf an arbeitswilligen Menschen hatte. Täufer galten nach Reichsrecht seit dem Reichstag von Speyer 1529 als Ketzer und waren von der Todesstrafe bedroht. 1664 hatte Kurfürst Karl Ludwig unter Vermeidung des gefährlichen Täufernamens in seiner sogenannten Menistenkonzession die Ansiedlung von aus der Schweiz vertriebenen Täufern in der Kurpfalz unter dem weniger anstößigen Namen Menisten legalisiert⁷. Ihr rechtlicher Status war unsicher wie der der Juden im Land. Sie mussten Schutzgelder zahlen, rechtmäßig erworbener Besitz konnte ihnen wieder genommen werden aufgrund des „Auslösungsrechts“ wieder genommen werden. Immer wieder mussten sie sich gegen den Ketzervorwurf von evangelischer und katholischer Seite wehren. Dieser grundsätzliche Druck hörte erst mit der französischen Herrschaft in Folge der Revolution auf. Es muss also auch für unsere Vorfahren schwierig gewesen sein, vor allem in den ersten Jahrzehnten. Flüchtlinge, denen nur wenig geblieben ist, sind selten gern gesehen von den Einheimischen. Sie werden die bekannten Anpassungsprobleme gehabt haben. Einen Schweizer Dialekt hatten sie gesprochen, berndütsch, das war im neuen Umfeld eine unverständliche Fremdsprache. Jetzt mussten sie das Pfälzische lernen. Aus Hürzeler (Hürzeler) wurde Hertzler wie aus Zürcher Zercher oder Zerger.

5 Hanspeter Jecker: „Biss das gantze Land von disem unkraut bereinigt sein wird.“ Repression und Verfolgung des Täufertums in Bern – Ein kurzer Überblick zu einigen Fakten und Hintergründen, in: Die Wahrheit ist untödlich. Berner Täufer in Geschichte und Gegenwart, Beiträge eines Vortragszyklus an der Universität Bern im Winter 2006/2007, hg. von Rudolf Dellsperger und Hans Rudolf Lavater, Bern 2007.

6 Katharina Zimmermann: *Die Furgge*, Oberhofen am Thunersee, 1989.

7 Siehe dazu Birgit Kerstin Häge: *Das Kurfürstentum Pfalz und sein Umgang mit Mennoniten, Juden und anderen religiösen Minderheiten*, Weierhof 2006, bes. S. 71ff.

Eine frühe Station war nach mündlicher Überlieferung Schifferstadt in der Vorderpfalz, eine neue Heimat das Dorf Stauf in der Nordpfalz mit der Burgruine Stauf. Dort hatte die Herrschaft Stauf ihren Sitz bis zur Zerstörung der Burg Stauf im Bauernkrieg. Die Verbindung der Gundheimerhöfer Familie Hertzler nach Stauf hat der Vater uns Kindern anschaulich gemacht. Er fuhr mit uns dorthin, wir konnten uns umschauen im Dorf, sahen die Reste der Burg. Auf dem Staufer Friedhof gab es Hertzler-Grabsteine. In Stauf ist um 1725 Johannes Hertzler geboren worden. Er war später Erbbeständer des „Staufer Herrngutes“ und verheiratet mit Katharina Graf. Seit 1768 war er Prediger, seit 1783 Ältester der Mennonitengemeinde Höningen-Altleiningen.⁸

Der vierte Johannes Hertzler aus Stauf, Urenkel des oben genannten, war 1823 in Stauf geboren worden. Er kam um die Mitte des 19. Jahrhunderts als junger Mann auf den Gundheimerhof bei Göllheim, weil ein Nachfolger für die Führung des Kaegy-Hofs gebraucht wurde. Seine Mutter Barbara Hertzler geb. Kägy stammte von dort, es war also naheliegend, diesen nahen Verwandten auf den Hof zu holen, wo es keinen Hoferben gab. Es war zweifellos angenehmer, auf dem Gundheimerhof Landwirt zu sein als in Stauf, wo viele Äcker am Hang lagen und die Bodenqualität schlechter war. Dieser Johannes Hertzler, unser Urgroßvater väterlicherseits, heiratete 1862 Anna Eymann aus Biedesheim. Die Kägys, die Hertzlers waren Bauernfamilien mit Büchern im Haus: *Gottfried Arnold, Wahre Abbildung der ersten Christen*⁹ gehörte dazu. Das Buch liegt jetzt bei mir. 1814 hatte sich Jakob Kägy handschriftlich als Eigentümer eingetragen. Noch früher, so sagt ein beiliegender Zettel, war es Eigentum von Rudolf Kägi aus Oberwiesen, der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Prediger der Mennonitengemeinde Weierhof war.¹⁰ Mein Großvater Jakob Hertzler, einziger Sohn von Johannes und Anna, wurde Erbe des Hofes. Seine Schwester Elise (Elisabeth) lebte bis 1907 auf dem Gundheimerhof, danach wegen einer Krankheit seelischer oder nervlicher Art fast durchgängig in verschiedenen Heil- oder

8 Die genealogischen Angaben entnehme ich den handschriftlichen Aufzeichnungen unsres Vaters bzw. den digitalisierten Informationen zur Familie Hertzler, die Jürgen Haury in seiner Arbeit für die Mennonitische Forschungsstelle (67295 Bolanden, Am Hollerbrunnen 2 a) unter Aufnahme der Aufzeichnungen unsres Vaters weitergeführt und mit anderen Informationen verknüpft hat.

9 6. Auflage, Leipzig 1740.

10 Gisela Waltner: Von der Entstehung der Gemeinde bis zum Bau der ersten Kirche (1682–1770), in: Gary Waltner (Hg.): 300 Jahre Mennonitengemeinde Weierhof, 1682–1982, S. 18.

Pflegeeinrichtungen¹¹. Sie starb am 16. 1. 1944 im Pflegeheim Bethesda bei Landau. Ich kann mich daran erinnern, dass unser Vater an einem düsteren Tag zu ihrer Beerdigung aufbrach, am Abend müde und ernst zurückkam. Jakobs ältester Sohn Hans wollte später gern den Betrieb übernehmen. Ehe er so weit war, kam der Erste Weltkrieg. Hans musste zu den Soldaten des deutschen Kaiserreiches. Seine kurzen Tagebucheinträge und Feldpostbriefe zeigen in kargen Worten, dass er sich nicht gut fühlte als Soldat im Krieg. „Wie schön wäre es doch, wenn der ganze Schwindel vorbei wäre. Aber wer weiß, wann es ein Ende nimmt.“ notierte er¹². Er sehnte sich nach einem Leben in Frieden.¹³

Bilder im schwarzen Rahmen

Im Wohnzimmer bei uns zuhause hingen über dem Sofa Fotos mit schwarzen Rahmen. Sie zeigten Gesichter von jungen Männern in Uniform. Hans, den ältesten der Brüder meines Vaters, kannte ich nur von diesem Bild. Er hatte die Volksschule bis zum Ende besucht, nicht aber die Realanstalt auf dem Weierhof. In den Wintersemestern 1913/14 und 1914/15 besuchte er die Landwirtschaftliche Schule Kirchheimbolanden. Er hatte sich auf den Beruf als Landwirt vorbereitet und Erfahrungen in der Praxis gesammelt. Schon als Kind wusste ich, dass er im Ersten Weltkrieg gefallen war. Er gehörte, das erfuhr ich später, zu den zahllosen Opfern des Stellungskriegs zwischen deutschen und französischen Truppen an der deutschen Westfront. Als ich im Alter von ungefähr achtzehn Jahren *Im Westen nichts Neues* von Erich Maria Remarque las, dachte ich an ihn, genauso, als ich das Buch 2004 erneut las.

Mit den beiden jüngeren Brüdern unsres Vaters und dem ältesten Cousin Albert, deren Bilder ebenfalls schwarz gerahmt an der Wand hingen, verbinde ich nur wenige persönliche Erinnerungen. Am besten erinnere ich mich an Onkel Ernst (Jahrgang 1917), der wegen des Krieges sein

11 Belastbare Angaben zu dieser Erkrankung liegen mir nicht vor, lediglich Vermutungen. Großvater Jakob hat in seinen Tagebüchern m. W. keine Details genannt. Tagebücher von ihm liegen vor für die Jahre 1898, 1900–1907, 1910. Sie wurden von meinem Schwager Eckbert Driedger in den Jahren nach dem Verkauf des Hertzler-Hofes ebenso wie Briefe bzw. Tagebücher anderer Familienmitglieder (Johannes, Hans, Ernst und Rudi Hertzler, Lydia Hertzler-Müller) in gut lesbare Form gebracht mit Hilfe seines PCs und dessen Schreibprogramm. Ausgedruckte Exemplare erhielten einige Familienmitglieder, wohl auch die Mennonitische Forschungsstelle Weierhof, wo auch die Originale liegen sollen. Vgl. Anm. 8.

12 Tagebuch Hans Hertzler, Einträge vom 11. Nov. 1917, vom 13. Okt. 1917.

13 Im Eintrag vom 8. Okt. 1918 heißt es: „Was wird mit dem Frieden werden?“



Die Fotografien in den schwarzen Rahmen zeigen von links Ernst, Hans, Rudi Hertzler, verdeckt Albert Zerger. Am Tisch Inge, Lydia, Maja und Adolf Hertzler. 1954.

Jurastudium in Heidelberg abbrechen musste. Als er auf Heimaturlaub war, wollte ich seine Waffen sehen. Er zeigte mir eine Stichwaffe, behielt sie aber in der Hand, hielt mich auf Distanz. Ich verstand, dass das kein Kinderspielzeug war. Als ich viele Jahrzehnte später seine Feldpostbriefe las, stieß ich auf ein berührendes Detail. Ruth hatte ihm als siebenjährige 1943 ein Briefchen geschrieben. Damit verbunden war unser gemeinsamer Wunsch an ihn, er möge bei seiner Rückkehr für uns einen Wolf mitbringen. In seiner Antwort gab er sich viel Mühe, für den Brief zu danken und uns gleichzeitig darüber aufzuklären, dass weder ein lebendiger noch ein toter Wolf ein geeignetes Mitbringsel wäre, allenfalls ein Pelz. Die Nachricht von seinem Tod als Soldat kam ein oder zwei Jahre nach Kriegsende per Post. Ich habe noch das Weinen im Ohr, das dieser Brief auslöste. Ernst Hertzler war kurz vor Kriegsende in Kurland¹⁴ als Soldat umgekommen.

Anlass zur Hoffnung, dass Rudi (Jahrgang 1919, im Pfälzischen ist das u in seinem Namen kurz), der jüngste Bruder meines Vaters, noch aus dem Krieg zurückkommen würde, gab es nicht. Sicher, seine Mutter wird noch lange auf ihn gewartet haben. Er war bei der Luftwaffe eingesetzt, zuletzt im Mittelmeerraum. Er zählte zu den Vermissten:

14 Eine der vier historischen Landschaften Lettlands, vgl. Wikipedia zum Stichwort Kurland.

Vom Feindflug nicht zurückgekehrt, hatte es in der Mitteilung geheißen. Mein Vater hat diese Formulierung gelegentlich wiederholt. Rudis Bordbuch liegt inzwischen bei mir. Minutiös ist jeder Flug notiert, jede Aktion benannt, auch Bombenabwürfe. Ein eigenartiges Gefühl breitete sich in mir aus, als ich die Eintragungen las. In seinen Briefen von der Front an seine Gundheimerhöfer spüre ich nichts von innerer Distanz zu seiner Rolle als Soldat in der Wehrmacht. Er war wie seine Brüder Adolf und Ernst Schüler der Realanstalt am Donnersberg auf dem Weierhof gewesen. Wie wir inzwischen wissen, hatte diese Schule politisch gesehen schon lange eine national-konservative Prägung. Es gab dort seit 1891 keine Schüler aus jüdischen Familien mehr.¹⁵ Befähigungen für eine kritische innere Distanz zum kaiserlichen bzw. später zum nationalsozialistischen Staat wurden dort kaum vermittelt. Mennonitischer Pazifismus wurde in diesem Umfeld wohl gar nicht mehr ins Gespräch gebracht.¹⁶ Die Nationalsozialisten hatten die Schule 1936 übernommen. Da war Onkel Rudi nicht mehr dort.

Ich war gerade drei Jahre alt, als das Kampfflugzeug, in dem Onkel Rudi die Rolle des Bombenschützen hatte, über Malta abgeschossen wurde und trudelnd in die Tiefe stürzte. Und doch habe ich eine Erinnerung an ihn, habe ihn noch vor Augen in seiner Luftwaffenuniform. Als Junge liebte ich Geschichten aus seiner Kindheit und Jugend. Er hatte Bienen gehalten, Raben und Elstern gezähmt, hatte mit der Haltung von Stallhasen begonnen und diese versteckt, bevor er durch langes Betteln bei seiner Mutter die Erlaubnis dazu bekam. Er hatte Fußball in der Biedesheimer Dorfmannschaft gespielt. Nach der mittleren Reife (Realanstalt am Donnersberg) arbeitete er zunächst als Hilfsarbeiter, dann als Volontär in der Stahl- und Eisengießerei Gienanth in Eisenberg, anschließend für ein gutes halbes Jahr in der Autoreparaturwerkstatt Faulhaber in Göllheim als Volontär. Er wollte Ingenieur werden, Maschinenbauer, und war schon im Studium am Rheinischen Technikum in Bingen, als er 1939 zur Wehrmacht einberufen wurde. Aus seinen beruflichen Plänen ist nichts geworden. Wenn uns eines Tages das Mittelmeer deckt, schrieb er in einem seiner Briefe. Das las ich viele Jahrzehnte später. Albert Zerger vom Weierhof, unser ältester Cousin, war als Achtzehnjähriger eingezogen worden und fiel schon nach wenigen Wochen an der Front. Erst waren sie zu Besuch gekommen, später hingen ihre Bil-

15 Siehe Steffen Wagner: „Aus weltanschaulichen Gründen besonders bekämpft und gehasst?“ Die Weierhöfer Schule und ihre Umwandlung in eine NS-Eliteanstalt im Jahr 1936, in: Mennonitische Geschichtsblätter, 2011, S. 113.

16 Ebd., S. 92 ff.

der in schwarzen Rahmen an der Wand. Schon als Junge verstand ich, dass der Krieg Erwachsenen und Kindern wichtige Menschen raubt: meinen Schwestern und mir die drei Brüder unsres Vaters, dazu Albert Zerger und Onkel Theos Bruder Hans Wörner samt allen Familien, die man sich dazu denken kann.

Glaubenssachen

Wir Kinder der Familie Hertzler auf dem Gundheimerhof kamen früh in Berührung mit dem christlichen Glauben. Abends vor dem Einschlafen kam unsre Mutter zu jedem Kind ans Bett für eine biblische Geschichte, für ein Abendgebet, zum Gute Nacht Sagen, bis wir dafür zu groß waren, es nicht mehr so wollten. Sobald wir halbwegs alt genug waren, gehörten wir zu den Zuhörern der abendlichen Andacht mit Lesung der Herrnhuter Losungen und Bibeltexten samt einem Gebet, einem Gesangbuchvers. Bei jedem Mittagessen und Abendessen wurden Tischgebete gesprochen. Die Eltern lebten also in einer Welt des Glaubens, aus eigener Überzeugung und in Übereinstimmung mit familiärer Tradition. Sie hatten nicht nur Kontakt zu Paul Schowalter¹⁷, Pfarrer der Mennonitengemeinde Weierhof, sondern auch zu seinem Kollegen Alexander Prieur von der Gemeinde Monsheim, an dessen Andachten in Biedesheim sie oft teilnahmen. Die einheimischen mennonitischen Familien dort gehörten zu seiner Gemeinde und zu unsrer Verwandtschaft.

Unser Vater war in einer Familie aufgewachsen, die zur Gemeinde Weierhof bei Bolanden gehörte, unsere Mutter in einer Familie der Gemeinde Monsheim. Beide Eltern waren als Jugendliche in der Mennonitenkirche auf dem Weierhof getauft worden, ihrer Überzeugung folgend.¹⁸ Sie verstanden sich als Christen, gaben sich Mühe entsprechend zu leben. Ihnen lag viel daran, dass auch ihre Kinder in diese Spur hineinfanden. Onkel Weber, Prediger der Inneren Mission in Kirchheimbolanden, kam regelmäßig zu einer Andacht ins Haus, wobei es um die Auslegung

17 Hans Adolf Hertzler: Paul Schowalter – Pfarrer auf dem Weierhof, in: Mennonitisches Jahrbuch 1996, hg. von der Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden in Deutschland, Lahr 1996, S. 77–82.

18 Mutter wurde am 5. 9. 1920 getauft, Vater am 13. 8. 1922. Mir ist nicht bekannt, warum unsre Mutter auf dem Weierhof getauft wurde, obwohl die Familie Vogt zur Gemeinde Monsheim gehört hatte. Vielleicht lag es einfach daran, dass es für Schülerinnen der Höheren Töchterschule in Kirchheimbolanden einfacher war, am Taufunterricht der nahe bei Kirchheimbolanden gelegenen Gemeinde Weierhof teilzunehmen, als dafür nach Monsheim zu fahren.

biblischer Texte ging. Als Kinder saßen wir dabei, aber es war zumindest für mich recht langweilig und darum anstrengend. Die Andacht war für Erwachsene gedacht, nicht für Kinder. Immerhin habe ich in Erinnerung, dass der Prediger an einem der Abende erzählte, unser Großvater Jakob habe lange eher gewohnheitsmäßig, nicht aus wirklicher Überzeugung zur Gemeinde gehört, habe später aber eine Wende zu einem persönlichen Glauben erlebt. Unser Großvater Heinrich dagegen, so wurde es erzählt, war besorgt gewesen, die Sache mit dem Glauben könne bei seinem Sohn zu wichtig werden. Gemeindemitglieder waren sie beide, der eine auf dem Weierhof, der andere in Monsheim. Großvater Jakob übernahm in der Gemeinde Weierhof m. W. kein Amt, anders als sein Vater Johannes, der dem Vorstand angehört hatte, also „Vorsteher“ war. Unser Vater war nie Mitglied des Vorstands, wirkte aber bei Gottesdiensten hin und wieder mit, gestaltete dann Lesung und Gebet, aber wohl erst in späteren Jahren, als eine stärkere Beteiligung von Mitgliedern der Gemeinden neben den Predigern üblich wurde. Er lieferte später schriftliche Beiträge zur Geschichte der Gemeinde, zum Teil basierend auf seiner jahrzehntelangen genealogischen Arbeit.¹⁹

Die regelmäßige Teilnahme an sonntäglichen Gottesdiensten war für die Eltern und damit für uns Kinder selbstverständlich. Meist predigte Paul Schowalter, aber es gab auch Laienpredigten, zum Beispiel von Johannes Driedger, der später Ruths Schwiegervater wurde. Er war ordinierter Prediger der Gemeinde Heubuden in Westpreußen gewesen und hatte liberalere theologische Auffassungen als andere Prediger, wie ich später merkte. Als kleinerer Junge hatte ich Schwierigkeiten beim Anhören von Predigten, weil ich lange still in der Kirchenbank sitzen musste und nicht allzu viel verstand. Ich hatte mir damals oft insgeheim gewünscht, zwischendurch ein paar Mal durch die Gänge rund um die Kirchenbänke rennen zu können. Ich erzählte niemand davon, denn es war zwar denkbar, aber nicht machbar, hätte die anderen gestört. Mit der Zeit konnte ich den Gottesdiensten mehr abgewinnen, etliche Predigten regten mich zu eigenem Nachdenken an, zum Beispiel über die Rolle von Christen in der Gesellschaft, nachdem unser Pfarrer die Formulierung gebracht hatte, dass in uns selbst womöglich ein bisschen Hitler steckt. Andere Predigten stimmten mich in die Glaubenstradi-

19 Adolf Hertzler: Auswanderer aus dem Bereich der heutigen Mennonitengemeinde Weierhof, o. O., o. J., im Bestandskatalog der Mennonitischen Forschungsstelle aufgeführt unter BUCH-ID 2210. Adolf Hertzler: Die Entwicklung der Gemeinde bis zum zweiten Kirchenbau (1770–1837), in: Gary Waltner (Hg.): 300 Jahre Mennonitengemeinde Weierhof, 1682–1982, S. 26–30.

tion ein, weitere biblische Texte wurden mir vertraut. Es machte mir auch Freude, den wirklich erfreulichen Gemeindegesang bei diesen Gottesdiensten auf dem Weierhof zu hören, oft unterstützt vom Chor, auch wenn ich dazu nichts beitrug. Die Gottesdienste in unsrer Kirche, die Gemeinde und ihr Weg, die persönliche Haltung dazu, die Teilnahme an diesem und jenem waren in unsrer Familie wichtiges Thema. Mitte der fünfziger Jahre entschied die Gemeindeversammlung, dass in Zukunft auch Frauen das Wahlrecht erhielten. Ungefähr um diese Zeit wurde die Sitzordnung geändert, Frauen und Männer, also zum Beispiel Ehepaare, konnten jetzt nebeneinander in einer Bank sitzen; bis dahin saßen auf der rechten Seite die Frauen und Kinder in ihren Bänken, auf der linken die Männer.²⁰ Einige Jahre später starteten einige Mitglieder, die meisten junge Männer, eine Initiative zu Belebung der Gemeinde. Sie hatten angefangen, über die Zukunft nachzudenken und sahen Handlungsbedarf. Das führte nach und nach zu verschiedenen wichtigen Veränderungen in der Gemeinde²¹, die ich eher aus der Ferne wahrnahm, weil ich schon im Studium war.

Wichtig für mich war auch die von den Eltern stark geförderte Teilnahme an Kinderfreizeiten, später an Jugendfreizeiten der süddeutschen Mennonitengemeinden. Eine Kinderfreizeit fand zum Beispiel im Nordschwarzwald statt, in einem turmähnlichen Heim in Neusatz, heute Ortsteil von Bad Herrenalb, eine andere als Zeltlager in der Nähe des kleinen Ortes Diemerstein bei Frankenstein im Pfälzer Wald. Anknüpfungspunkt war wohl das damals dort bestehende Kinderheim am Ortsrand: Dort konnten die Mahlzeiten eingenommen werden. Wir schliefen in großen Zelten, die thematische Arbeit fand im Zelt statt oder im Freien. Einige Jahre später war ich ebenso wie Gert Klaaßen Mitarbeitender bei Kinderfreizeiten in Kirchheimbolanden im Gebäude des dortigen Schülerheims.

Ruth war 1951 getauft worden, ich selbst war Mitglied der Gemeinde seit der Taufe im August 1954. Ebenso wie mein Freund Gert hatte ich zwei Jahre lang am Taufunterricht teilgenommen, der an Samstagnachmittagen stattfand. Damals gab es samstags in den Schulen noch regulären

20 Typisch mennonitisch war das wohl nicht. Ich hatte bei Besuchen in der evangelischen Kirche von Göllheim eine noch viel weitgehendere Aufteilung der Gemeinde gesehen. Für verheiratete Männer und Frauen gab es ebenso eigene Bereiche wie für unverheiratete, diese wurden auch noch in Altersklassen aufgeteilt. Es war gar nicht so leicht, als Fremder die richtige Ecke zu finden.

21 Siehe den Artikel von Wolfgang Driedger zur Gemeinde unter mennlex.de/doku.php?id=loc:weierhof

Unterricht. Am Samstagnachmittag ließen sich am ehesten Jugendliche im Alter von dreizehn, vierzehn Jahren aus dem großen Gemeindebereich zu diesem Unterricht im Pfarrhaus der Gemeinde Weierhof versammeln. Ich kam also von der Schule aus dorthin und musste anschließend auf den Gundheimerhof, auf welche Weise auch immer: vielleicht zu Fuß nach Marnheim, mit dem Bus nach Göllheim, von dort mit dem Fahrrad nach Hause oder ganz und gar mit dem Fahrrad. Das klingt etwas abenteuerlich, war aber nichts wirklich Besonderes. Es war uns bewusst, dass die Vorfahren vom Gundheimerhof aus manchmal noch zu Fuß „über den Berg“ zum Weierhof gegangen waren, um am Gottesdienst teilzunehmen.

Zum Taufunterricht hatten alle Teilnehmenden Vorkenntnisse und Erfahrungen mitgebracht. Wir nahmen ja regelmäßig am evangelischen Religionsunterricht in den Schulen teil, waren bei Gottesdiensten in unsrer Kirche dabei gewesen, vielleicht sogar bei einem Krippenspiel. Ich selbst hatte, angeregt von einem Prediger der Inneren Mission in Kirchheimbolanden während meiner kurzen Zeit im möblierten Zimmer dort im Alter von gut zehn Jahren damit begonnen, täglich einige Kapitel der Bibel zu lesen, um damit vertrauter zu werden. Ich war dieser Gewohnheit immer weiter gefolgt. Der Taufunterricht war stark vom mennonitischen Katechismus²² geprägt, der wiederum Bezug auf biblische Texte nahm. Wir wurden mit den Katechismusfragen bekannt gemacht, lernten die korrespondierenden Antworten kennen. Diese mussten wir auswendig lernen, sie sollten vor der Taufe im öffentlichen Gottesdienst aufgesagt werden. Während des Unterrichts konnten wir über Fragen und Antworten ein wenig sprechen. Auch Fragen und Antworten zur konfessionellen Identität wurden vorgestellt und waren zu lernen. Die Kenntnisse dazu sollten vor der Taufe ebenfalls abgefragt werden. Natürlich wurde nicht von jeder und jedem das ganze Spektrum von Antworten erwartet, aber doch ein beträchtlicher Teil. Man konnte nicht vorhersagen welcher. Ich war innerlich eingestimmt auf meine künftige Mitgliedschaft. Ich fühlte mich frei in meiner Entscheidung. Ich hatte den Unterricht gewollt, wollte getauft werden, wollte in der Tradition des Glaubens leben und war froh, als ich schließlich getauftes Mitglied war.

22 Katechismus der Christlichen Lehre zum Gebrauch in Mennonitengemeinden, herausgegeben von der Konferenz der Pfälzisch-Hessischen Mennonitengemeinden, dritte veränderte Aufl., Kaiserslautern 1957.

Nach dem Taufunterricht folgte für mich und andere die Teilnahme an Treffen von Jugendlichen der Gemeinde. Sie fanden häufig in Familien statt, auf Bauernhöfen, wo es ein großes Wohnzimmer gab. Zu den Teilnehmenden gehörten Jugendliche von fünfzehn Jahren an, aber auch junge Erwachsene. Es ging um die Gemeinschaftserfahrung an sich, aber auch um Auslegung von biblischen Texten, um Thematisches. Anfangs war unser Pfarrer immer dabei. Dann kamen wir auf die Idee, dass wir ihn eigentlich gar nicht brauchten. Wir konnten auch ohne ihn über biblische Texte sprechen oder über Themen wie Wehrdienstverweigerung. Wir sagten das dem Pfarrer und baten ihn, nicht mehr zu den Jugendtreffen zu kommen. Er akzeptierte das, was mir imponierte. Wir brauchten aber eine Struktur in der Gruppe, eine Leitung, das war uns klar. Wir einigten uns darauf, ein Leitungsteam aus drei Personen zu wählen. Ich wurde als sechzehn- oder siebzehnjähriger Junge ebenso wie mein gleichaltriger Freund Gert Klaaßen in das dreiköpfige Leitungsteam unsrer Jugendgruppe gewählt. Mit der einige Jahre älteren Ebeth Wohlgemuth übernahmen wir in einem wichtigen Bereich der Gemeinde Verantwortung. Für mich galt das bis zum Ende der Schulzeit bzw. bis zum Beginn des Sommersemesters 1958.

Die Jugendgruppen der verschiedenen Gemeinden in der Pfalz, in Rheinhessen, auch im Süden, Westen, Norden Deutschlands waren durch regionale und durch (seltene) überregionale Jugendtage miteinander vernetzt. Sie fanden beispielsweise in Worms-Ibersheim, Obersülzen, Monsheim oder auf dem Weierhof statt, Wochenendfreizeiten auch auf dem Thomashof in Karlsruhe-Durlach, in Kassel, Düsseldorf. Man nahm teil, feierte einen Gottesdienst, aß miteinander, spielte einige Spiele, redete mit bei Gesprächen, lieferte gelegentlich eine Andacht oder ein Referat, einen Vortrag, wurde eines Tages wie ich für einige Jahre in die Jugendkommission der Süddeutschen Mennoniten gewählt. Manchmal wurde man auch in intensive Diskussionen verwickelt: Als ich bei einem Wochenende auf dem Thomashof mit dem Schleithheimer Täuferbekenntnis von 1527 nähere Bekanntschaft machte, erschien mir die darin sichtbare Ablehnung einer Mitverantwortung von Christen für das Gemeinwesen, den Staat, sehr zweifelhaft, so sehr sie in der damaligen Situation verständlich war: Täufer wurden in jener Zeit ja kriminalisiert und verfolgt. Die Diskussion setzte sich zu Hause mit dem Vater fort: War es sinnvoll und verantwortlich in einem tieferen Sinn, den Wehrdienst in der Bundesrepublik zu verweigern? Oder war es verantwortungsbewusster, den Wehrdienst zu leisten? Mein Vater plädierte ganz klar für die Verweigerung, ich selbst diskutierte eine

Zeitlang dagegen, entschied mich dann aber doch für die Verweigerung. Als Theologiestudent wurde ich allerdings nicht einberufen. Zur Diskussion trugen die amerikanischen Pax-Boys bei, Kriegsdienstverweigerer, die ihren Ersatzdienst auch in Europa leisteten. Einige halfen beim Aufbau von Siedlungen für Flüchtlinge aus West- und Ostpreußen, beispielsweise in Enkenbach bei Kaiserslautern, andere arbeiteten im Kinderheim der Mennoniten in Bad Dürkheim mit. Sie wurden an Wochenenden, vor allem bei den kirchlichen Festen, von Gemeinden eingeladen und kamen als Einzelne oder zu zweit auch in Familien wie die unsere, also auf den Gundheimerhof. Wir lernten einige von ihnen kennen und schätzen: Sie waren überzeugend in ihrem Friedensdienst, und es waren angenehme Gäste. Einen von ihnen, Truman Hertzler, habe ich in meinem Jahr als Trainee in Pennsylvania besucht. Repräsentanten amerikanischer Mennoniten, die eine klare friedenskirchliche Position vertraten wie zum Beispiel Peter J. Dyck, predigten hin und wieder auch in der Mennonitenkirche auf dem Weierhof.

Mit meiner Heimatgemeinde und mit dem pfälzischen Mennonitentum war ich als Jugendlicher eng verbunden. Aber es gab keinen Anlass für mich, diese kleinen Gemeinden zu überschätzen oder sich dort einzugeln. Mein bester Freund Kurt in der Volksschule war katholisch gewesen, ebenso Hermann im Gymnasium, der die Schule bald nach der mittleren Reife verließ. Es gefiel mir, dass eine der Führungsfiguren der Weierhöfer Gemeinde, Christian Galle, herzliche Beziehungen zur Protestantischen Landeskirche der Pfalz²³ unterhielt. In unser Elternhaus kam regelmäßig der *Protestantische Kirchenbote*, herausgegeben von dieser Kirche. Wir waren Mitglieder einer Minderheitskirche, zählten uns zugleich zur evangelischen Glaubensfamilie und zur weltweiten Christenheit.

Pläne

Eigentlich sollte Hans als ältester Sohn von Jakob Hertzler eines Tages den Bauernhof der Familie auf dem Gundheimerhof weiterführen; so war es geplant. Aber nach dem Tod seines Bruders im Ersten Weltkrieg war unser Vater ältester Sohn. Er besuchte wie später auch seine jüngeren Brüder die Realanstalt auf dem Weierhof, erwarb die mittlere Reife. Danach nahm er kein Studium auf, sondern blieb auf dem Hof. Später

23 Die Kirche nennt sich inzwischen Evangelische Kirche der Pfalz, der frühere Name wird in Klammern noch genannt. Die Zeitschrift heißt entsprechend Evangelischer Kirchenbote. Siehe <https://www.evkirchepfalz.de/>

hat er gesagt, dass er gern Bauer gewesen ist. Aber eigentlich wollte er etwas ganz anderes werden. Und das vergaß er nie. Schon bei seinem Vater war es so gewesen, erzählte er.

Der Vater wollte sich darum später auf keinen Fall in meine Berufsplanung einmischen. Entscheide das selber, sagte er mir. Im Lauf der Zeit spielte ich mit vielen Optionen. Die erste, an die ich mich erinnere, war der Beruf des Metzgers. Da war ich ein kleiner Junge. Metzger, das hatte ich erfasst, konnten Bäuche aufschneiden und gucken, was drin ist. Als Vierjähriger wollte ich sehen, was im Bauch einer Puppe drin ist; insofern war der damalige Berufswunsch verständlich. Aufschneiden von Puppen war nicht erlaubt; bald kam ich von diesem Vorhaben ab. Ich merkte selbst, dass der Metzgerberuf für mich gar nicht in Frage kam. Ich las später gern, wie anscheinend alle in dieser Familie. Das Haus steckte voller Bücher. Die naturwissenschaftlichen Fächer interessierten mich lange; es passte mir, dass das nächstgelegene Gymnasium naturwissenschaftlich ausgerichtet war. Ich bastelte und tüftelte gern herum. Als Fünfzehnjähriger hatte ich mir den Vergrößerungsapparat für meine Fotos gebaut, das hatte mir Spaß gemacht. Ob ich Maschinenbau studieren sollte, wie mein Vater es eigentlich für sich geplant hatte? Oder wäre es besser für mich, an eine Kunstakademie zu gehen, was der Kunstlehrer der späteren Jahre an unsrer Schule mir dringend empfohlen hatte? Malen und Zeichnen hatten mich fasziniert, solange ich zurückdenken kann. Anschaulich wird das in der Erinnerung an meine Freude als etwa achtjähriger Junge über den Inhalt eines Care-Pakets. Außer den Kleiderstücken und anderem hatte dies Paket einen Kasten mit Wasserfarben und Pinsel enthalten, für mich das Wichtigste. Ich versank im Malen. Den Pinsel reinigte ich in einem Becher mit Wasser, das bald die bekannte dunkelgraue Färbung angenommen hatte. Wegen meines Hustens hatte meine Mutter mir Hustentee dazu gestellt, den ich rasch trank. Als ich dann wieder den Pinsel auswaschen wollte, fand ich den kalten Tee, der Becher mit der grauen Farbbrühe aber war leer, ich hatte ihn, ohne auf den Geschmack zu achten, komplett ausgetrunken.

Eine Zeitlang war ich sicher gewesen, dass ich eine landwirtschaftliche Lehre machen wollte, also die Schule verlassen würde mit der mittleren Reife. Meine Eltern hatten mich damals überredet, das nicht zu tun, weil es mir in diesem Alter gesundheitlich nicht so gut ging, man sprach von Wachstumsschwierigkeiten. Als ich dann aber in der Oberstufe war, gefiel es mir in der Schule wieder besser; jetzt wollte ich auch das Abitur. Ich stellte mir vor, Landwirtschaft in Stuttgart-Hohenheim zu studieren und später den Hof zu übernehmen. Die Unterlagen für dies

Studium dazu hatte ich angefordert und durchgesehen. Manchmal überlegte ich aber auch, ob der Beruf eines Architekten etwas für mich wäre. Konstruktives Zeichnen, Entwerfen von Gebäuden hätte ich mir vorstellen können. Ein Berufsberater riet mir davon ab, er sah meine Stärken nach einigen Tests eher im sozialen Bereich.

Schließlich gestand ich mir selbst ein, dass ich im Grunde meines Herzens Pfarrer werden wollte. Die Idee war schon in meiner Volksschulzeit aufgetaucht, war immer wieder einmal in mein Bewusstsein gerückt, ohne dass ich mit jemandem darüber gesprochen hatte. Es kam also nicht aus einer Laune heraus, war keine spontane Entscheidung, dass ich mich für das Berufsziel Pfarrer und ein Theologiestudium entschied. Einen mit meinen Eltern gut bekannten Pfarrer hatte ich ganz zum Schluss ins Vertrauen gezogen. In der Familie und bei Freunden redete ich erst darüber, als ich mich entschieden hatte und gar nicht darüber diskutieren wollte. Das alles ist die Außenseite dieser Entscheidung, die ich kommunizieren wollte. Meine innersten Beweggründe behielt und behalte ich für mich. Unser Gemeindepfarrer wunderte sich sehr. Fredi, mein bester Freund in der Klasse, äußerte sich bedenklich: Da hast du dir einen schweren Beruf ausgesucht. Dessen Wichtigkeit stellte er nicht in Frage. Meine Eltern haben mich sofort ernst genommen, haben mir keine Steine in den Weg gelegt, obwohl sie klar sahen, was meine Entscheidung für die Zukunft des Hofes und der Familie Hertzler auf diesem Hof bedeutete. Dass einer meiner Vorfahren, ein Johannes Hertzler aus Stauf, im 18. Jahrhundert Laienprediger der mennonitischen Gemeinde Altleiningen war, spielte für meine Entscheidung keine Rolle. Mein Vater konnte dazu eine Geschichte erzählen: Dieser Johannes Hertzler, aus der Sicht guter Protestanten ein Ketzerprediger, soll bei einem Gottesdienst Besuch von einigen reformierten Pfarrern in ihren Talaren bekommen haben. Sie wollten sich ihr Urteil über seine nicht rechthabende Predigt bestätigen lassen und dazu vollmächtig das Wort ergreifen zum Segen für die Versammlung Irrender. Nach dem Gottesdienst aber sollen sie sich wortlos verzogen haben, denn zur erkennbaren Freude der Anwesenden hatte er seine eigene Lage in diesem Moment mit Worten aus Psalm 22 interpretiert und ausgedeutet: „Große Farren haben mich umgeben, gewaltige Stiere haben mich umringt. Ihren Rachen sperren sie auf wider mich wie ein brüllender und reißender Löwe.“ Als Ochsen oder Stiere wollten die geistlichen Herren dann wohl doch nicht wahrgenommen werden, erst recht nicht als gefährliche Löwen. Laienprediger wollte ich selbst allerdings nicht werden. Ich wollte mich dem Studium der Theologie widmen, in der

Tradition des christlichen Glaubens leben, über Fragen des Glaubens und Lebens intensiv, genau und beharrlich nachdenken, davon sprechen und andere Menschen begleiten.

Ich begann das Studium in Heidelberg, lernte zuerst Hebräisch, legte die Prüfung ab. Dann ging ich für ein Jahr über das mennonitische Trainee-programm in die USA, arbeitete auf zwei Farmen, in Illinois und Oklahoma. Das Trainee-Jahr hatte ich geplant, bevor ich die Entscheidung für Theologie getroffen hatte. Nach der Rückkehr aus den USA war ich für zwei weitere Semester an der Heidelberger Universität eingeschrieben. Ich lernte Griechisch, bestand die Prüfung, hatte parallel an einem Proseminar und einem Hauptseminar teilgenommen. Dann wechselte ich zusammen mit meinem Freund Holm nach Göttingen, weil ich mein Interesse für systematische Theologie entdeckt hatte. Ebenso wie in Heidelberg beteiligte ich mich in Göttingen an der Evangelischen Studentengemeinde. Dort fanden Gertrud, meine spätere Frau, und ich einander.